

*Karl Eibl*

## Von der dogmatischen zur kritischen Rationalität<sup>1</sup>

Die folgenden Hinweise gelten dem Kern eines Denk- und Argumentationsverfahrens, das prägend wurde für das neuzeitliche Denken und in Lessing einen der frühesten Vertreter auch auf dem Felde der ›schönen Wissenschaften‹ gefunden hat. In Bündiger – freilich noch etwas enigmatischer – Formel könnte der Titel auch lauten: »Vom Modus ponens zum Modus tollens«.

Ich will den in Frage stehenden Denk- und Argumentationstypus gleich an einem Beispiel darstellen. In Lessings *Laokoon* steht der lapidare Satz über die bildende Kunst der Alten: »Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.« (G 6, S. 20) Und in einer Anmerkung steht ferner, daß sie den Tod nie als Skelett abgebildet hätten. (G 6, S. 84f.) Bekanntlich gilt ein nicht unbedeutlicher Teil der *Briefe antiquarischen Inhalts* und die Schrift *Wie die Alten den Tod gebildet* der Kontroverse um diese Behauptungen. Doch nicht um die inhaltlichen Probleme soll es gehen, sondern um den Argumentationstypus. Der Gegner Klotz meinte, Lessing hier Wissenslücken nachweisen zu können. Doch Lessing geht es gar nicht ums antiquarische Detail. Seine beiden Behauptungen stehen in einem deduktiven Zusammenhang mit zwei sehr allgemeinen und weitreichenden Hypothesen zur Kunst und auch zur Lebensweise der Alten: Daß ihre bildenden Künstler nämlich nur das Schöne gebildet hätten (im Unterschied zu den Dichtern), und daß die Alten ein anderes Verhältnis zum Tod hatten als wir. In eine strengere Form, einen klassischen Syllogismus nach Celarent, gebracht, würde die erste Behauptung etwa lauten:

*Ce*: Die bildenden Künstler der Alten haben nichts Häßliches gebildet.

*la*: Furien sind häßlich.

*rent*: Also haben die Alten keine Furien gebildet

Oder konditional formuliert: Wenn gilt, daß die bildenden Künstler der Alten nichts Häßliches gebildet haben, und wenn gilt, daß Furien häßlich sind, dann gilt auch, daß sie keine Furien gebildet haben. Die Pointe einer solchen Schlußweise besteht darin, daß der allgemeine Satz, aus dem der Schluß gezo-

---

<sup>1</sup> Der Beitrag wurde für den Druck geringfügig retuschiert.

gen wird, auf diese Weise der empirischen Prüfung ausgesetzt wird. Gelingt es nachzuweisen, daß die Alten doch Furien gebildet haben, dann ist auch der allgemeine Satz zumindest problematisch geworden. Wenn gilt, daß die Alten Furien gebildet haben, dann gilt entweder nicht, daß die Alten nichts Häßliches dargestellt haben oder daß Furien häßlich sind oder beides. Eben dies ist der Modus tollens. Im Modus ponens wird die Wahrheit von den Vordersätzen auf den Schlußsatz transferiert; im Modus tollens wird die Falschheit des Schlußsatzes auf wenigstens einen der beiden Vordersätze transferiert. Wie Kant es formuliert hat:

Der modus tollens der Vernunftschlüsse, die von den Folgen auf die Gründe schließen, beweiset nicht allein ganz strenge, sondern auch überaus leicht. Denn wenn auch nur eine einzige falsche Folge aus einem Satze gezogen werden kann, so ist dieser Satz falsch.

Dieses Zitat hat Karl Raimund Popper seiner *Logik der Forschung*<sup>2</sup> als Motto vorangestellt. Diese *Logik der Forschung* ist das Grundbuch des sog. Kritischen Rationalismus. Ich muß nun, ehe ich Poppersche Kategorien anwende, eine kleine methodische Zwischenbemerkung machen, um Mißverständnisse zu vermeiden. Poppers Lehre besteht aus einer deskriptiven und einer normativen Komponente. Leider ist diese Unterscheidung und damit auch der Zusammenhang beider Komponenten selbst Popper und den Popperianern nicht immer ganz präsent, so daß es hier zu einigen völlig überflüssigen Kontroversen gekommen ist. Der Zusammenhang sieht folgendermaßen aus und ist vielleicht für den Historiker einfacher zu durchschauen als für den Wissenschaftstheoretiker. Popper geht nämlich, ohne das besonders zu thematisieren, von der Frage aus: ›Wie ist diejenige Art von Wissenschaft, die wir heute als erfolgreich einschätzen, vorgegangen?‹ Und diese Art des Vorgehens wird dann als vorbildliche Methodologie empfohlen. Diese Empfehlung, also die normative Komponente, interessiert an dieser Stelle nicht, wohl aber die deskriptive, die logische Analyse eines Denk- und Argumentationstyps.

Popper schlägt als Abgrenzungskriterium zwischen Wissenschaft und Metaphysik das Falsifizierbarkeitskriterium vor. Konkret heißt das, daß aus wissenschaftlichen Hypothesen allgemeiner Art sogenannte Basissätze, d. h. Sätze über singuläre Sachverhalte, abgeleitet werden können, die für empirische Prüfung offen sind, sich entweder bewähren oder falsifiziert werden können. Der Idealfall solcher Basissätze ist der Typus der Verbots- oder »Es-gibt-nicht«-Sätze, weil hier der Modus tollens, der den Rücktransfer des Falschheitsgehalts

---

<sup>2</sup> Karl R. Popper: *Logik der Forschung*. 8. Aufl. Tübingen 1984.

zu den Vordersätzen bewirkt, zu seinem vollen Recht kommt. ›Es gibt nicht bildnerische Darstellungen der Furien, es gibt nicht die Darstellung des Todes als Skelett bei den Alten.‹ Hierauf kann Klotz, wie Lessing selbst es ihm in den Mund legt, antworten: »Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!« (G 6, S. 207)

In dieser Argumentationsweise manifestiert sich ein epochaler Wandel der intellektuellen Auseinandersetzung. Man kann ihn in aller Kürze an zwei eher anekdotischen Details illustrieren. Die erste Geschichte ist unter Literaturhistorikern zumindest aus Brechts Bearbeitung des Galilei-Stoffes bekannt: Die Gelehrten wollen einen förmlichen Disput über die Frage, ob Trabanten des Jupiter überhaupt möglich bzw. überhaupt nötig seien und wollen ›Gründe‹ hören, d. h. Schlüsse nach dem Modus ponens, abgeleitet aus dem göttlichen Aristoteles. Aber sie sind nicht bereit, einen Blick durchs Fernrohr zu werfen. Das war zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Aber auch gut 100 Jahre später galt der einfache Modus ponens vielen noch immer als der Königsweg der Wahrheitsfindung. Newton hatte behauptet, die Erde sei wegen der Zentrifugalkraft an den Polen abgeplattet, andere Gelehrte hingegen beharrten auf der Kugelgestalt, wegen deren Vollkommenheit; beides waren Basissätze, die aus allgemeinen Gesetzen deduziert worden waren. Als aber 1737 Maupertuis eine Expedition nach Lappland ausrüstete, um an Hand von Gradmessungen eine der beiden konkurrierenden Hypothesen in einem Experimentum crucis zu falsifizieren, erregte das bei den älteren Mitgliedern der französischen Akademie noch immer einiges Kopfschütteln. Ich brauche Ihnen hier nicht lange mit Zitaten aus Christian Wolff oder Gottscheds *Weltweisheit* zu belegen, daß der Modus ponens, die Ableitung für wahr gehaltener Untersätze aus dogmatisch gesetzten Obersätzen, in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts noch immer die vorzügliche Methode des Argumentierens war, jedenfalls im Bereich der Weltweisheit. Es genüge der Hinweis auf die eher amüsanten Eiertänze, die nötig waren, wenn die abgeleiteten Sätze und die Realität konfligierten – wenn etwa Gottsched die Versrede und das Wahrscheinlichkeitspostulat durch die Behauptung miteinander in Einklang zu bringen suchte, auch in der Alltagsrede neigten wir zur alternierenden Betonung. Gerade der bekannteste Text Wolffs übrigens, die *Rede über die Sittenlehre der Sineser*, widerlegt im Modus tollens den Satz: ›Es gibt keine Hochkultur ohne Offenbarungsreligion‹, indem er auf China deutend sagt: ›Hier ist eine!‹ – dies freilich nur, um die These von der Allgemeinheit der Natur- und Vernunftgesetze zu stützen.

Halten wir nun eine kleine Umschau nach weiteren Beispielen für den Modus tollens in Lessings Argumentationen, so wird die Vielzahl der Bereiche deutlich, in denen er eine Rolle spielt. Etwa in der Argumentation gegen

Gottsched im bekannten Beispiel aus der *Vorrede zu Des Herrn Jakob Thomson sämtliche Trauerspiele*: »Bei einer einzigen Vorstellung« des *Kaufmann von London* seien mehr Tränen vergossen worden als bei allen möglichen Vorstellungen des *Sterbenden Cato* »nicht können vergossen werden« (G 4, S. 144). Die Frage also, ob ein Drama gut ist, kann nicht allein aus der Übereinstimmung mit deduzierten Regeln entschieden werden, sondern das Drama muß sich auch als Basisphänomen bewähren. Mehr noch, und damit kein Mißverständnis der Art entsteht, daß ich Lessing hier schon eine radikale Abkehr von jeder normativen Poetik unterstellen würde: Aus dem Basisbefund ergibt sich für ihn die Notwendigkeit einer Revision der Theorie, um die er mehr als ein Jahrzehnt lang in immer neuen Anläufen unter dem Begriff des Mitleidens ringen wird.

Doch der *Modus tollens* reicht auch hinein in Lessings eigene dramatische Produktion, und zwar schon an früher Stelle. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß die traditionelle Lustspieldoktrin, also die der Typen- und Verlachkomödie, im Widerspruch steht zur Idee der Toleranz.<sup>3</sup> Die Verlachkomödie hat als Hintergrund einen normativen *Modus ponens*. Vorausgesetzt wird normgerechtes Verhalten, das seinerseits in Vernunft und Natur begründet ist, und wer von solchem normgerechten Verhalten abweicht, wird dem Gelächter preisgegeben. In diesem Sinn spricht auch noch jener Brief an die Mutter aus dem Januar 1749, in dem Lessing die positiven Wirkungen der Komödie noch ausschließlich auf deren sozialdisziplinierende Funktion beschränkt. (B 11/1, S. 14–19) Diese Rolle des Lustspieldichters als »hämischen Kontrolleurs«, wie Wilhelm Meister das ausdrückt<sup>4</sup>, hat Lessing aber im selben Jahr bereits verlassen, wenn wir seiner eigenen Datierung glauben dürfen, nämlich mit dem Lustspiel *Die Juden*. Der Titel kündigt eine Typen- oder Ständesatire an, ruft im Erwartungshorizont des Publikums sämtliche einschlägigen Vorurteile ab, um sie im Verlauf des Stückes durch ein Basisphänomen, ein theatralisches freilich, zu falsifizieren. In diesem Falle haben wir das Glück, daß eine sehr explizite Reaktion aus dem Publikum vorliegt, die Rezension von Johann David Michaelis. Michaelis erscheint der Charakter dieses Juden unwahrscheinlich, und zwar sozusagen vom Standpunkt eines aufgeklärten, sozialpsychologisch argumentierenden Antisemitismus aus. Michaelis glaubt nicht,

<sup>3</sup> Michael Böhler: Lachen oder Verlachen? Das Dilemma zwischen Toleranzidee und traditioneller Lustspielfunktion in der Komödientheorie. In: Peter Freimark, Franklin Kopitzsch, Helga Slesarev (Hg.): *Lessing und die Toleranz*. Detroit und München 1986, S. 245–262.

<sup>4</sup> Goethes Werke. Hamburger Ausgabe. Hg. von Erich Trunz. Bd. 7, S. 95: Der »Lustspieldichter ist gleichsam nur ein hämischer Kontrolleur, der auf die Fehler seiner Mitbürger überall ein wachsames Auge hat und froh zu sein scheint, wenn er ihnen eins anhängen kann.«

daß unter einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüt sich gleichsam selbst bilden könne [...] Bei den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten der größte Teil derselben angenommen hat, ist auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da das ganze Volk von der Handlung leben muß [...] (G I, S. 416)

Ich übergehe, was Lessing zu den dramaturgischen Voraussetzungen ausführt, die solche Unwahrscheinlichkeit beheben können. Voll zur Wirkung kommt der *Modus tollens* als Mittel der Falsifikation erst dadurch, daß Lessing am Ende seiner Erwiderng justament einem edlen Juden das Wort erteilt und einen Brief des Freundes Mendelssohn abdruckt. Damit wiederholt er in der Realität die Argumentationsweise, die er vorher in der dramatischen Fiktion angewandt hatte, nur für uns viel sichtbarer, weil die Deduktion von Michaelis, die hinführt zum Basissatz: »Es gibt keinen edlen Juden«, explizit vorgeführt wird und insgesamt in Frage gestellt werden kann durch Lessings Pointe: »Hier ist einer«.

In der Komödie *Der Freigeist* gibt Lessing gar eine Art von wissenschaftstheoretischem Exempel.<sup>5</sup> Adrast, als Freigeist ohnedies mit englischen Traditionen konnotiert (Collins wird ausdrücklich genannt), ist offenbar ein Vertreter der Baconschen Lehre der Induktion. Er hat seine »Begriffe«, wie er sagt, von »tausend Beispielen abgesondert«, also »induziert«: Alle Theologen sind Heuchler, es gibt keinen ehrlichen Theologen. Aber auch solche durch Induktion scheinbar empirisch gewonnenen »Begriffe« enthalten immer einen kaum abschätzbaren Überschuß an Verallgemeinerung, müssen sich kritischer Prüfung aussetzen, wenn sie nicht zu »Vorurteilen« gerinnen sollen. Der Theologe Theophan fordert Adrast denn auch zu einem Experiment an der Basis auf: »Stellen Sie mich auf die Probe.« (G I, S. 477f.) Am Ende bekennt Adrast: »Theophan – Sie sind doch wohl ein ehrlicher Mann.« (G I, S. 547)

Die Reihe der Beispiele ließe sich über *Minna von Barnhelm* bis hin zu den theologiekritischen Schriften verfolgen, sei aber hier abgebrochen.

Dem kritischen Verfahren, wie es sich mit dem Namen Galilei verknüpft, verdanken die Naturwissenschaften ihre großen Erfolge. Mit Lessing befinden wir uns an der Stelle, an der es über diesen Bereich hinaus auch in die Ästhetik,

<sup>5</sup> Vgl. Martin Kramer im Arbeitsbuch Lessing. Epoche – Werk – Wirkung. Hg. von Wilfried Barner u. a. 3. Aufl. München 1977, S. 107. Der knappe Hinweis ist besonders wertvoll, weil immer wieder die irrige Auffassung begegnet, die Deduktion sei der Induktion gewichen. Tatsächlich ist das kritische Verfahren ein Verfahren *sui generis*.

die Poesie, die allgemeineren gesellschafts- und weltkonstituierenden Diskurse hineinwächst. Wenn wir das nicht als einen bloß geistimmanenten Prozeß auffassen wollen, müssen wir nach den Ursachen fragen, genauer, nach der Problemlage, auf die dieses Phänomen antwortet. Dazu ist noch einmal ein Wort zur Natur der Basissätze zu sagen. Die Rezeption Poppers im deutschen geisteswissenschaftlichen Milieu leidet unter dem von der Frankfurter Schule in die Welt gesetzten Gerücht, daß es sich hier um eine Variante des Empirismus des Wiener Kreises handle, speziell: daß die Basissätze der Popperschen Konzeption ähnlich wie Carnaps Protokollsätze als sichere Abbildungen der Wirklichkeit aufgefaßt werden. Das ist falsch. Mag sein, daß die Wortprägung »Basissatz« zu diesem Mißverständnis beigetragen hat, und deshalb wurde auch vorgeschlagen, statt dessen von »Prüfsätzen« zu sprechen (Gunnar Andersson). Popper hat immer wieder betont, daß wir die Wirklichkeit immer schon im Lichte von Theorien wahrnehmen und daß deshalb auch die Basissätze immer theoriegetränkt seien. Die Basissätze, so heißt es schon 1934, in der ersten einschlägigen Publikation, »werden durch Beschluß, durch Konvention anerkannt, sie sind *Festsetzungen*.«<sup>6</sup> Sie sind das Ergebnis eines Konsens. Gegenüber anderen Sätzen haben sie allerdings zwei Vorzüge, die eng miteinander zusammenhängen:

1. Es ist vergleichsweise einfacher, sich über solche Sätze zu verständigen als über allgemeine Sätze. Über die Wahrheit des Satzes: »Dieses Stück Papier verbrennt«, ist eher Einigkeit zu erzielen als über generelle Aussagen zur Rolle des Sauerstoffs oder des Phlogistons bei der Verbrennung. Wenn aus solchen generellen Aussagen der Prüfsatz abgeleitet werden kann: »Unter den und den Umständen kann dieses Papier nicht brennen«, und es brennt doch, wird man auf Probleme der allgemeinen Aussage zurückschließen können. Man kann die Theorie allerdings auch durch Immunisierungsstrategien schützen, und dann muß das Verfahren der Konsensbildung scheitern. Gerade die *Antiquarischen Briefe* sind ein Musterfall dafür, daß man auch über Basissätze streiten kann. Sie sind aber auch ein Musterfall für die Methode der Konsensbildung, eine neue Methode der Konsensbildung, indem nämlich (im 151. Brief) die Rolle des Publikums als Richterrolle definiert, d. h. ein möglichst breiter einsichtiger Konsens gesucht wird.<sup>7</sup>

<sup>6</sup> Popper (Anm. 2), S. 71. Hervorhebung im Original.

<sup>7</sup> Da im Laufe der Tagung mehrfach Verwunderung darüber geäußert wurde, daß der Begriff des Konsens in einigen Beiträgen ausgerechnet zum Thema *Streitkultur* so breiten Raum einnahm, sei die folgende Trivialität eigens angemerkt: Konsens bedeutet nicht Harmonie, sondern ist unerläßliche Voraussetzung des – kultivierten – Streitens, etwa als Konsens über Kriterien der Gültigkeit von Argumenten.

2. Identische oder widersprechende Basissätze können aus verschiedenen Theorien abgeleitet werden. Wenn Galilei die Phasen der Venus durchs Fernrohr beobachtet, dann führt er zwei ganz heterogene Theorien zusammen, prüft sie aneinander: die Theorie, daß die Planeten um die Sonne kreisen, und die Theorie, daß die Linsen des Fernrohrs keine Chimären, sondern die Wirklichkeit zeigen. Er macht sie kommensurabel.

Die Logik des kritischen Verfahrens *basiert* auf Konsens hinsichtlich der gemeinsamen Prüfbasis, und sie *zielt* auf Konsens hinsichtlich der ›Kommensurabilisierung‹ heterogener Voraussetzungen – in einer sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Situation, so muß man hinzufügen, in der Konsens nicht mehr selbstverständlich ist, weil die konsensstiftenden und gesellschaftsordnenden Instanzen, von der ständischen Definition der Ehre bis zur abschließenden Erklärung des Weltganzen, fragwürdig geworden sind. Es ist nicht eine bloß geistimmanente Entwicklung, keine ›Selbstbefreiung‹, die zur Herausbildung des kritischen Verfahrens führt, sondern dieses Verfahren ist die Antwort auf eine spezifische historische Problemsituation. Den nun eigentlich fälligen Exkurs zu den sozialgeschichtlichen Voraussetzungen dieser Situation, zur Entstehung des gebildeten Neubürgertums aus ganz heterogenen Ausgangspunkten und zum übergreifenden Prozeß der funktionalen Differenzierung kann ich an dieser Stelle unterlassen.<sup>8</sup> Jedenfalls besteht ein immenser Abstimmungsbedarf, muß eine neue, gleichsam flüssigere, flüchtigere und spontanere Form der Konsensbildung gefunden werden. Konsens wird nicht mehr mittels des Modus ponens aus unverbrüchlichen allgemeinen Gesetzen deduziert, zwanghaft als ewige, allen ›Vernünftigen‹ und ›Tugendhaften‹ einsichtige, nur in Einzelheiten jeweils neuer Applikation bedürftige Ordnung vorausgesetzt, sondern im Medium je neu zu ermittelnder gemeinsamer Erfahrung erarbeitet.

Wenn nicht mehr das Dogma die letzte Appellationsinstanz ist, sondern der Konsens, dann führt das zu einer tiefgreifenden Veränderung des Wahrheitsbegriffs, und dessen Konsequenzen sollen nun abschließend skizziert werden. In einem un abgeschlossenen Weltbild kann das Prinzip der zureichenden Begründung keinen Halt mehr finden. Jede Begründung heischt abermals nach Begründung, führt in einen infiniten Regreß; will man den Regreß irgendwo abschließen, so gelingt das nur durch Setzung eines Dogmas. Wird aber auch die Setzung eines Dogmas verweigert, so geht das an den Nerv des Begründungsverfahrens überhaupt.<sup>9</sup> Es ist kein fester Punkt mehr da, der als unver-

<sup>8</sup> Vgl. hierzu den Sektionsbeitrag von Marianne Willems in diesem Band.

<sup>9</sup> Zum ›Münchhausen-Trilemma‹ von infinitem Regreß, Dogmatisierung und Zirkel vgl. Hans

brüchlicher Anfang oder Abschluß des Denkens eingesetzt werden könnte, kein »Ich-bin« mit gottverbürgten eingeborenen Ideen, aus denen im Modus *potens* die Welt konstruiert werden könnte, und auch keine sichere empirische Tatsachenbasis mehr, von der aus, wie Bacon meinte, die allgemeinen Sätze induziert werden könnten. Beide Seiten stecken im Unsicheren. Oder, um eine Wortprägung Hans Alberts zu verwenden, das »Offenbarungsmodell« der Erkenntnis, das Vertrauen in eine sichere Quelle der Wahrheit, hat auch in seiner säkularisierten Version ausgespielt. An die Stelle des Dogmas tritt der je neu zu erarbeitende Konsens, mit all seinen Unsicherheiten. Und an die Stelle der Begründung tritt die Bewährung.

Eine der deutlichsten Formulierungen dieser Wende vom Begründungsdenken zum Bewährungsdenken findet sich in Nathans Ringparabel. Der Streit der Brüder, wer den echten Ring des Vaters besitze, ist ja ein Streit um legitime Begründung von Religion und Herrschaft. Der Sultan meint, die Religionen seien »wohl zu unterscheiden [...] Bis auf die Kleidung; bis auf Speis und Trank!« Dem entgegnet Nathan: »Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht.« (G 2, S. 278) Der Regreß der Begründung verliert sich im Ununterscheidbaren, kann auch nicht durch Dogmatisierung abgebrochen werden, denn es liegen drei Dogmen miteinander in Konkurrenz, so daß sozusagen ein von allen anerkanntes Metadogma nötig wäre. Der Richter stellt ein Experimentum crucis an, fragt, welchen der drei Brüder die anderen beiden am meisten lieben, denn der echte Ring hat ja die Eigenschaft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Als auf diese Frage keine Antwort erfolgt, schließt er schulgerecht im Modus *tollens*: »Eure Ringe sind alle drei nicht echt.« (G 2, S. 279) Angesichts dieser Sachlage vollzieht er schließlich die volle Wendung, weg vom Begründungs- und hin zum Bewährungsdenken. »Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins an seinem Ring an Tag zu legen!« (G 2, S. 280)

Unabweisbar aber bleibt der Verdacht, daß alle drei Ringe falsch sind. Damit ist eine Problemverschiebung von säkularem Ausmaß signalisiert, die hier am Ende nur angedeutet werden kann. Wenn alle Rede von der Wahrheit dem raum-zeitlich kontingenten Konsensus ausgeliefert ist, dann droht der alte Begriff der Wahrheit zu verwaisen. Wahrheit wird zu einer regulativen Idee der

---

Albert: Traktat über kritische Vernunft. 5. Aufl. Tübingen 1991. Der Anhang von Alberts Buch kann zugleich dokumentieren, welche immensen Schwierigkeiten der Verzicht auf das (Letzt-)Begründungsprinzip manchen Philosophen auch heute noch bereitet. Es scheint da ein phylogenetisches Bedürfnis am Werk zu sein, das vermutlich auch für politisch-ideologische Re-Uniformierungs-Versuche der letzten 200 Jahre mitverantwortlich ist.

Kommunikation, und folgerichtig schätzt Lessing die Suche nach Wahrheit höher ein als ihren Besitz. Wahrheit in einem emphatischen Sinn jedoch, die wahre Wahrheit, rückt damit ins Verborgene. Das Problem des Umgangs mit solcher verborgener Wahrheit, so glaube ich, wird prägend für die geistigen Auseinandersetzungen im letzten Drittel des Jahrhunderts. Ob es sich um die Wiederentdeckung hermetisch-alchemistischer Geheimlehren handelt, um den Geniekult, um den Eklektizismus<sup>10</sup>, den Gedanken eines unaussprechlichen Consensus aller großen Religionen und Weisheitslehren, um die Ausdifferenzierung eines Systems Poesie als der Stätte uneigentlicher Rede vom Ganzen: Dahinter steht der Gedanke von der verborgenen Wahrheit. Und die idealistische Geschichtsphilosophie an der Wende zum neuen Jahrhundert kann man als den kühnsten Versuch deuten, der verborgenen Wahrheit noch einmal eine Chance zum Erscheinen in der Geschichte zu geben – in »tausend tausend Jahren«. Er ist freilich ebenso gescheitert wie die späteren, trivialeren, brutaleren.

---

<sup>10</sup> Vgl. den Sektionsbeitrag von Hans-Georg Kemper in diesem Band.